



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Schöne und die Kunst

Vischer, Friedrich Theodor

Stuttgart, 1898

Jhr Werk wie ein Naturgebilde und doch etwas Jdeales, willkürlos,
selbständig und selbstverständlich

[urn:nbn:de:hbz:466:1-88914](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-88914)

schönen¹⁾. Das ist das Kennzeichen der höchsten Werke aller Kunst. Darüber hat Kant mit seiner feinen, geistvollen Trockenheit (in der „Kritik der ästhetischen Urteilskraft“) einen tief wahren Satz aufgestellt, der lautet: „Vor einem Kunstwerk muß man sich bewußt werden, daß es Kunst sei und nicht Natur, aber doch muß die Zweckmäßigkeit in der Form desselben von allem Zwang willkürlicher Regeln so frei scheinen, als ob es ein Produkt der bloßen Natur wäre.“ Als Dannecker zum erstenmal die Reste sah aus der besten Zeit griechischer Bildhauerei, die Skulpturen vom Parthenon, jenen sogenannten Theseus, jene zwei Göttinnen, deren eine im Schoße der anderen gelagert ist, jenen Plissos, da rief er: „das sind ja Formen, wie über die Natur gegossen, und doch schafft die Natur nie solche Formen“.

Ein echtes Kunstgebilde hat den Charakter der Notwendigkeit, als könnte es nicht anderes sein. Die Natur hat keine Willkür, und willkürlos erscheint das wahre Meisterwerk. Losgelöst von dem, der es erschaffen, scheint es sein eigenes Herz zu haben, sein eigenes Leben zu führen²⁾. Der Künstler ist ein Schöpfer. Menschen zeugen, die nie gelebt haben und nun Leben gewinnen und wie atmende Geister fortbestehen, was ist das Großes, Wunderbares! Es hat solch einen Agamemnon, Oedipus, Wallenstein, Faust nie gegeben, und diese Gestalten leben nun in einer eigenen Welt, in unserer Geisterwelt, aber in festen Formen, wie wirkliche Menschen, die auf dem Boden wandeln. Sie stehen frei auf sich. Die Nabelschnur zwischen der Gestalt und ihrem Schöpfer ist abgeschnitten. Man braucht zu ihrem Verständnis keine Kommentare aus seinem Leben. Was haben wir viel davon, wenn wir wissen, daß Goethe bei der Eleonore an Charlotte v. Stein gedacht hat? Ein Kunstwerk erklärt sich selbst. Historische Notizen sind oft nötig und von Wert, aber sie sollen nicht nötig sein³⁾. In der Kunst nur ja keine Wegzeiger! Dunkle Allegorien, die eines Kommentars bedürfen, sind deswegen keine echten, wahren Kunstwerke.

¹⁾ Vgl. oben S. 223.

²⁾ Vgl. oben S. 132.

³⁾ Vgl. oben S. 44.

Die Forderung, daß das Kunstwerk aussehen soll wie ein Naturwerk, will aber also nicht sagen, daß es täuschen soll wie ein solches. Das thut die Wachsfigur, wenigstens auf einen Augenblick¹⁾. Die Kunst will und soll das durchaus nicht versuchen; sie will und soll ein verklärtes Bild der Welt geben, ein Bild, das keine gemeine Wahrheit hat, das wesentlich Schein ist. Der Schein ist ihre Lösung; das muß uns immer bewußt bleiben und bedarf daher der Wiederholung²⁾. Nur durch den Schein kann sie dieses verklärte Bild der Dinge geben.

Nun hätten wir noch die Frage, ob eine wesentliche Eigenschaft des Meisters Korrektheit ist. Es wäre interessant, dabei zu verweilen, aber ich muß vorwärts gelangen und kann mich nur auf wenige Bemerkungen hierüber einlassen. Ein Werk, das bloß korrekt ist, bedeutet wenig oder nichts. Auf das äußerste korrekt sind auch die Meister nicht; sie opfern manchmal eine Richtigkeit einem höheren ästhetischen Motive; sie zeichnen, malen mitunter einen Fehler, etwas, das nach Naturgesetzen, Raumgesetzen so nicht sein kann, weil sie jetzt dieser Wirkung bedürfen. Man setzt z. B. an der sirtinischen Madonna aus, daß man nicht absehen könne, wohin der gebogene Arm des Kindes eigentlich kommt. Das hat aber Raphael ganz gut gewußt, er hat es eben so gebraucht. Das ist Künstlerfreiheit.

Und der Dichter? Seine Kunst verlangt zwar, wie schon zugegeben ist, am wenigsten eigentliche Schule, aber auch er bedarf der Technik, auch er ist an Regeln gebunden, die sich festgestellt haben. Seine Verse sollen recht sein. Und doch haben sich die größten Dichter manchmal starke Lizenzen erlaubt. In Goethes und Schillers Gedichten finden sich viele fehlerhafte Verse und falsche Reime. Wir dürfen heute nicht mehr so kühn vorgehen, uns nicht mehr so manche Freiheiten und Nachlässigkeiten im Reime und in der Fußzahl der Verse gestatten. In Schillers Dramen kann man eine ziemliche Aehrenlese von Sechsfüßlerjamben halten. Allein warum ist man darin nicht

¹⁾ Vgl. oben S. 249.

²⁾ Vgl. oben S. 50 ff., 158.